

gemeinsamer Feier getrennte Wege, denn eine Eucharistiegemeinschaft hat es nicht gegeben. Dies schloss indes nicht aus, dass die evangelische Messe in Anwesenheit und sogar unter partieller Mitwirkung der Katholiken gefeiert wurde. Die entstandene Ordnung des Abendmahls folgte dem Messtyp lutherischer Prägung und ist durch große Traditionsstärke charakterisiert, etwa in Form des Gregorianischen Chorals wie in der weitgehenden Beibehaltung der lateinischen Liturgiesprache“ (163f). Die Praxis war keine Kompromisslösung, denn die lutherische Prägung ließ kaum Kompromisse zu.

Die Halberstädter Praxis hat ökumenische Züge. Hier liegt ein gelebtes Zeugnis der gemeinsamen Tradition der Christenheit vor, das insofern von größter Bedeutung ist, als es aus gemeinsamen Wurzeln wuchs und vieles bewahrte, was die Kultur und Frömmigkeit des Mittelalters an Schätzen hervorgebracht hat“ (168). Heute geht es um das gemeinsame Beten getaufter Christinnen und Christen – z.B. im Stundengebet. Odenthal formuliert vorsichtig, aber dezidiert eine Schlussfrage: „Sollte nicht im Bereich der Stundenliturgie ein neuer Versuch der Konfessionen unternommen werden, bekennende, preisende und betende Kirche mit den Menschen von heute zu sein?“ (169).

Der Vf. bietet in seiner vorzüglichen Studie u. a. eine Textedition der „Ordnatio Cultus Divini et Caeremoniarum“ von 1591 sowie einen Auszug aus der Rede des Bischofs Heinrich Julius vor dem Halberstädter Domkapitel vom 23. Februar 1591, dann die Gottesdienstordnung und Predigt zur Einführung des evangelischen Dompredigers Dr. Martin Mirus sowie das Formular

des Abendmahlsgottesdienstes für den Halberstädter Dom, 1591.

Karl-Friedrich Wiggermann

ÖKUMENISCHE BEWEGUNG

Ulrich H. J. Körtner, Wohin steuert die Ökumene? Vom Konsens- zum Differenzmodell. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2005. 266 Seiten. Kt. EUR 24,90.

Dass es (immer) noch bleibende Unterschiede in den theologischen Auffassungen der verschiedenen Kirchen gibt, die wohl auch in den nächsten Jahren nicht überwunden werden können, ist eine Tatsache, die niemand bestreitet, der sich ernsthaft mit Ökumene beschäftigt. Nachdem man jahre- oder jahrzehntelang nach Konvergenzen und Konsensen gesucht hat, um zu einer Einheit der Kirchen zu gelangen, stellt sich nun die Frage, ob dies der richtige Weg ist. Der Wiener Professor Ulrich Körtner legt hier den Versuch vor, anhand verschiedener Themen aus der ökumenischen Diskussion als neues Paradigma eine Differenzökumene anstelle der bisherigen Konsensmethode vorzustellen: „Für den Dialog der Konfessionen ist eine hermeneutische Theorie, welche nicht nur die Grundlagen des gemeinsamen Verstehens schafft, sondern auch das Verständnis für das jeweilige Andersverstehen fördert, unumgänglich“ (10).

Im ersten Kapitel (Von der Konsensökumene zur Differenzökumene) legt er die Problematik der Konsensökumene dar und zeigt auf, dass die Antwort auf die Konkurrenzsituation, in der sich die christlichen Konfessionen befinden, „nur in einer von konstruktiver Toleranz getragenen Ökumene des wechselseitigen ökumenischen Respekts bestehen“

kann (24). Es geht um die Verhältnisbestimmung von Vielfalt und Einheit. Körtners These lautet: Das ekklesiologische Problem von Identität und Differenz im Christentum ist nicht vom Gedanken einer immanenten Trinität oder von einem einseitigen „Ökumenismus des Heiligen Geistes“ aus zu bestimmen, sondern inkarnations- und kreuztheologisch. „Grundlegend für eine künftige ökumenische Ekklesiologie ist daher nicht ein undialektischer Begriff von Einheit, sondern ein theologischer-Begriff von *Differenz*“ (29).

In den folgenden Kapiteln werden einzelne ökumenische Themen aufgegriffen und in diesem Sinne diskutiert. Dazu gehört als eine der wichtigsten Fragen diejenige nach dem Verhältnis von Schrift und Kirche (zweites Kapitel). Das dritte Kapitel (Offene Fragen einer ökumenischen Hermeneutik der Verschiedenheit) ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags des Verfassers bei einer Konsultation der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen, in der es um die Frage nach dem Verstehen von Symbolen, Riten und Bräuchen ging. Er kommt dabei zu der Feststellung, dass „ökumenische Hermeneutik ...kein Instrument zur Umsetzung oder Durchsetzung eines wie auch immer gearteten Einheitsprogramms (ist), sondern sie ist jene Kunst, welche uns hilft, jene komplexen und dynamischen Familienähnlichkeiten zu entdecken und besser zu verstehen, welche die Konfessionen unbeschadet ihrer Differenzen verbindet“ (98). Außerdem wird das Thema „Ethik“ aufgenommen (Ethischer Pluralismus – protestantische Unterscheidungslehre?), wobei gefordert wird, dass „eine evangelische Sozialethik ... heute in *ökumenischer* Pers-

pektive betrieben werden“ muss (99). Auf der Grundlage der lutherischen Rechtfertigungslehre wird evangelische Ethik als „eine Ethik in der Perspektive des Evangeliums von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben als eine vom Geist der Liebe bestimmte Form der Verantwortungsethik“ begründet (127). Das fünfte Kapitel (Kirchenleitung und Episkopé) nimmt ebenfalls einen früher gehaltenen Vortrag des Verfassers auf und beansprucht umfangmäßig mehr als ein Drittel des gesamten Buches. Es handelt sich um eine Darstellung der „Funktionen und Formen der Episkopé im Rahmen der presbyterial-synodalen Ordnung evangelischer Kirchen“, die dann der katholischen Auffassung entgegengesetzt wird im Sinne der anfangs propagierten Differenzökumene. Zentral ist hier die Feststellung, dass „die Konzentration der Debatte um die apostolische Sukzession...am Kern des Problems vorbei“ gehe (196). Der Verfasser macht deutlich, dass man „sich auf evangelischer Seite nicht ernsthaft die Frage stellen (kann), ob die gestufte dreigliedrige Ämterstruktur der genannten Kirchen von den evangelischen Kirchen übernommen werden sollte, ohne sich von zentralen Aussagen reformatorischer Theologie über das Wesen der Kirche zu verabschieden,...“ (197) Schließlich wird im sechsten Kapitel die Papstfrage aufgenommen: „Braucht die Kirche ein Amt der Einheit?“ Dabei wird deutlich, dass es aus Sicht des Verfassers keine Gemeinschaft *unter* dem Papst geben kann, aber dass doch „in der Ökumene und in der globalisierten Welt von heute de facto eine Gemeinschaft *mit* dem Papst (besteht), der dieser nach reformierter Ansicht besser als bisher Rechnung tragen könnte“ (243)

durch mehr Rücksicht auf die Existenz und die Anliegen der anderen Kirchen. Körtner stellt die Frage, „ob nicht eine Ökumene des wechselseitigen Einspruchs an die Stelle einer Ökumene des Konsenses treten muss ...“ (244).

Es handelt sich bei diesem Band um einen wichtigen und interessanten Beitrag zu der dringen zu führenden Debatte, wie es in der theologischen ökumenischen Diskussion weitergehen soll. Leider ist der Titel irreführend, der eine systematische Überlegung erwarten lässt, wie das neue Paradigma eines Differenzmodells aussehen und funktionieren könnte. Stattdessen bietet das Buch eine Nebeneinanderstellung von Kapiteln, die teilweise in sich eigenständige Vorträge waren bzw. sind und nicht direkt aufeinander aufbauen. Inhaltlich handelt es sich eher um eine Darstellung evangelischer bzw. reformierter Positionen, als um ein systematisches Nachdenken über neue Methoden und Paradigmen in der Ökumene, die auch anders konfessionelle Positionen und deren Voraussetzungen für eine ökumenische Verständigung berücksichtigen müssten. Eine Differenzhermeneutik wird gefordert, – und zwar als Ergänzung und nicht als Gegensatz zur Konsensökumene –, ohne dass allerdings bis zu Ende gedacht wird, welche konkreten Fortschritte diese in der Ökumene herbeiführen könnte. Grundlage der Differenzhermeneutik ist die Auffassung, dass nur das Ernstnehmen der Differenzen zu einem realistischen Umgang in der Ökumene führen kann. Obwohl Körtner gleichzeitig und m.E. richtig erkennt, dass das Grundproblem der Ökumene nicht in der Vielfalt liegt, sondern in der Trennung, vor allem in der Trennung am Abendmahlstisch (vgl. 41), und obwohl er zu der Erkennt-

nis kommt, dass „echte Versöhnung ... nicht bloß auf gegenseitiges Geltenlassen (zielt), sondern auf wechselseitige Buße und Erneuerung“ und er schließlich die Bereitschaft zur Selbstkritik und Selbst-Erneuerung fordert, löst er diese Forderung letztlich nicht ein. Stattdessen wird immer wieder insbesondere die reformierte Auffassung in ihrer Differenz hauptsächlich zur römisch-katholischen Auffassung beschrieben. Nach der geforderten Buße, Erneuerung oder gar Selbstkritik sucht man vergeblich. Damit kommt ein Unterton in das Ganze hinein, der von den anderen (vor allem von der römisch-katholischen Kirche) fordert, auf die protestantische (vor allem reformierte) Auffassung einzuschwenken. Dies gilt z.B. für seine ausführliche Diskussion zu „Kirchenleitung und Episkopé“ (Kap 5), in der herausgearbeitet wird, „dass zwischen einem evangelischen Verständnis von synodaler Episkopé und den Konzeptionen anderer Kirchen weitaus größere Unterschiede bestehen, als Dokumente der Konsensökumene bisweilen den Anschein erwecken“ (186). Körtner stellt richtig fest, dass das römisch-katholische oder das orthodoxe Amtsverständnis mit dem von ihm dargestellten evangelischen „wohl nicht in Einklang zu bringen“ ist. Inwiefern die Differenzhermeneutik allerdings zur Versöhnung der einander gegenüber stehenden Auffassungen und damit in Zukunft zu einem gemeinsamen Abendmahl beitragen kann bzw. wo die evangelische Auffassung selbstkritisch gesehen und u.U. einer Erneuerung unterzogen werden müsste, bleibt offen. Damit bleibt aber letztlich dieselbe Aporie bestehen, in die schon die Konsensökumene geführt hat.

So sehr die Forderung nach einer realistischen Ökumene zu begrüßen ist und auch die Forderung, die bestehenden Differenzen ernst zu nehmen, hinterlässt dieses Buch eine gewisse Unbefriedigung im Hinblick darauf, dass es offensichtlich nur die deutsche Situation und damit die bilaterale Ökumene zwischen evangelischer und katholischer Kirche im Blick hat. Die Orthodoxie wird nur am Rande berücksichtigt und dabei auch noch fälschlicherweise behauptet, die orthodoxen Kirchen ließen ihre Mitgliedschaft im ÖRK ruhen (13). Die spezifischen Fragen im Gespräch mit den Freikirchen kommen überhaupt nicht vor. Ein Entwurf, der den Anspruch erhebt, ein neues Paradigma zu entwickeln, wird aber nicht umhin können, multilateral zu denken und aufzuzeigen, in welche Richtung konkrete Fortschritte möglich erscheinen.

Dagmar Heller

Karl Barth – Willem Adolf Visser't Hooft. Briefwechsel 1930–1968. Hg. von Thomas Herwig. Karl Barth Gesamtausgabe, Abt. V. Briefe, GA 43. TVZ, Zürich 2006. 450 Seiten. Gb. EUR 68,00.

Bereits vor bald zehn Jahren hat Thomas Herwig seine Studie über „Karl Barth und die Ökumenische Bewegung“ veröffentlicht (Neukirchner 1998). Er hatte sich dabei vor allem auf das Gespräch zwischen Karl Barth und Willem Adolf Visser't Hooft, dem ersten Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, gestützt, das sich in einem zeitweilig sehr intensiven Briefwechsel über fast vierzig Jahre niederzuschlagen hat. Nun hat der gleiche Autor als Herausgeber diesen Briefwechsel im Rahmen der Karl Barth Ge-

samtausgabe veröffentlicht und so einem weiteren Kreis von Interessenten zugänglich gemacht.

Um es gleich vorweg zu sagen: Dies ist unter wissenschaftlichen und ökumengeschichtlichen Gesichtspunkten eine hervorragende Edition! In unendlich mühsamer Kleinarbeit hat Thomas Herwig als Herausgeber nicht nur die vielen Bezüge auf Personen, sondern auch alle anderen direkten oder indirekten Verweise und Anspielungen auf Ereignisse oder Texte und Dokumente verifiziert und in zum Teil sehr ausführlichen und inhaltsreichen Anmerkungen erläutert. Dabei verwendet er natürlich die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen im Zusammenhang seines oben genannten Buches; aber er bezieht auch die breitere ökumene- und zeitgeschichtliche Forschung ein. Auf Grund der herausgehobenen Rolle, welche die beiden Briefpartner für die kirchlich-ökumenische Antwort auf die dramatischen Ereignisse in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts gespielt haben, bietet der Band eine spannende Einführung in die Geschichte der Ökumene aus der Perspektive zweier Hauptakteure.

Der Briefwechsel beginnt im Jahr 1930. Der noch nicht ganz 30-jährige Visser't Hooft, Sekretär im Weltbund der CVJM wie auch des Christlichen Studentenweltbundes (CSWB) in Genf, übersendet dem 14 Jahre älteren Karl Barth den Text eines Vortrages in London, in dem er versucht hatte, englische Studenten in Barths Theologie einzuführen. Karl Barth antwortet sehr freundlich einen Monat später und so entwickelt sich eine lockere Korrespondenz, die 1934 an Intensität gewinnt, als es Visser't Hooft gelang, Karl Barth zu einer Konferenz des CSWB hinzu zu